

Aus der Zeit unserer deutsch-ostafrikanischen Mission.

zana amaoorange ami." (Gib mir die Orangen, Schwe-
iter).

Ein andermal sagte die Lehrerin zu einem kleinen Mädchen, einer Anfängerin in der Rechenkunst: „Franziska, wie viel Ochsen bleiben deinem Vater, wenn er im ganzen 10 hat, davon zwei verkauft und zwei schlachtet?“ „Gar keine“, gab die Kleine prompt zurück, „mein Vater hat sie schon längst alle aufgeessen.“

Ein anderes Mädchen fragte die Lehrerin: „Wie viel Hühner bekommst du, wenn dir deine Mutter zwei schenkt und dein großer Bruder ebenfalls zwei?“ „O, so etwas kommt bei uns daheim nicht vor“, wehrte sich die Kleine. „Wenn meine Mutter Hühner hat, so kocht sie dieselben meinem kranken Vater; mein Bruder aber, o der ißt alles selber auf; er ißt ein Neidfragen.“

Einmal bei Schulbeginn, da den Kleinen der Schulbesuch noch ungewohnt war und das Stillstehen ihnen

Aus der Zeit unserer deutsch- ostafrikanischen Mission.

Von N. N.

Eines schönen Tages, ich glaube es war im Jahre 1906, brachte der Postbote unserer Missionsstation St. Peter in Ostafrika unter anderem ein Telegramm, unser Generaloberer komme am nächsten Tage per Schiff nach Tanga, um uns zu besuchen; ich sollte ihn dort abholen und nach St. Peter begleiten. Da war für mich natürlich keine Zeit zu verlieren, denn die Ujumbarabahn fuhr damals nur bis Mauri und der erste Zug nach Tanga fuhr, wie ich wußte, um 8 Uhr morgens ab. Die Entfernung von St. Peter nach Mauri betrug aber etwa 15 Kilometer Abstieg vom Gebirge zur Steppe und in die-
jer noch 30 Kilometer.

Kurz entschlossen machte ich mich um 5 Uhr des



Taufe eines Kindes. (Missionsstation Detting.)

offenbar recht langweilig vorkam, nahm die Lehrerin eine Tabelle des Anschauungsunterrichtes zur Hand, auf welcher Haustiere und auch wilde Tiere abgebildet waren. Sie zeigte dieselbe den Kindern und fragte bei jedem Tiere wie es heiße. „Was ist das?“ „Eine Kuh.“ „Ein Pferd.“ „Was ist dies?“ „Ein Löwe.“ Im selben Moment schrie ein ganz Kleiner: „Suja ijandhla jalo.“ (Du deine Hand weg!). Erstaunt fragte die Lehrerin: „Warum?“ Da schrie der Kleine „Lihafuma.“ (Er beißt ja).

„Wozu gehören die Augen, die Hände, die Füße?,“ fragte die Lehrerin in der Mädchenschule. Auf alles erhielt sie die richtige Antwort. Da stellte sie an ein kleines siebenjähriges Kaffernmädchen die Frage: „Wozu gehört denn die Nase?“ Die Kleine: „Zum Tabak schnupfen.“ Die Lehrerin: „Da, aber ich schnupfe doch nicht.“ „Deshalb ist deine Nase auch so lang und mager“, gab die Kleine offen zur Antwort.

Abends mit einer Laterne bewaffnet und von ein paar Schulknaben begleitet auf die Socken und Sandalen, denn Schuhe konnte ich keine anziehen. Die Blaggeister, „Sandflöhe“ genannt, hatten sich unter meinen Zehennägeln eingebohrt und die Zehen waren infolgedessen wund geworden. Bevor ich noch in die Steppe kam, waren die Strümpfe, weil der Fuß in den Sandalen keinen festen Halt hatte, an der Sohle durchgerieben, die Ränder des entstandenen Loches rollten sich und machten mir das Gehen unmöglich. Darum weg mit den Socken und in den bloßen Sandalen weitermarschiert. Als ich nun in der Steppe weitere 10 Kilometer gegangen war, (es war unterdessen Nacht geworden), überfiel mich eine Müdigkeit, so daß ich mich nur langsam weiterschleppen konnte und schließlich froh war, als ich in Makuyuni, der Mitte zwischen Mombo und Mauri, mich in der Rasthütte, welche die Regierung in gewissen Abständen längs der Straße für die reisenden Europäer errichtet hatte, etwas auf der Kitanda (geflochtene Bettstätte) niederlegen

konnte. Indessen, an Schlaf war wegen der vielen Moskitos und der Ratten nicht zu denken. Da auch meine Begleiter nicht schlafen konnten, entschlossen wir uns, so gut und schlecht es ging, weiter zu marschieren, und, furios, je näher wir unserm Ziele kamen und je heller es tagte, um so mehr mehr schwand wieder das Gefühl der Müdigkeit bei mir. Als ich nun mit der Bahn nach Tanga kam und auf dem Schiff nach der Person suchte, welche ich abholen sollte, stellte sich heraus, daß sie nicht auf dem Schiffe war, ich also den langen Weg umsonst gemacht hatte.

Auf dem Rückwege ging es mit dem Gefühl der Müdigkeit beinahe ebenso. Um 3 Uhr des Nachmittags mit der Bahn zu Mauri angekommen, trank ich noch schnell eine Tasse Tee, und machte mich wieder auf Schusters Rappen auf den Weg nach Mombo, zirka 30 Kilometer. Dort kam ich gegen 11 Uhr an und klopfte einen bekannten Farmer aus den Federn, der mir dann ein Bett anwies, wo ich mich bis 6 Uhr des nächsten Morgens niederlegte. Nach einem kleinen Frühstück machte ich mich an den Aufstieg ins Gebirge (etwa 900 Meter hoch). Als ich nicht mehr weit vom höchsten Punkt war, bekam ich riesigen Durst, und trank an einer kleinen Quelle. Aber furios, der kühle Trunk wollte mich nicht erfrischen. Trotzdem ging ich weiter bergan und der erneute Durst brachte mir in Erinnerung, daß ich mal gehört hatte, das Herz aus einem kleinen Bananenstamm sei gut gegen Durst. Im Weitergehen spähte ich rechts und links nach Bananen und nachdem ich eine kleine gefunden, schnitt ich sie ab und biß in das herausgeschälte Herz. Hätte ich in einen Klumpen Lannin gebissen, es hätte mir den Mund nicht fester zuziehen können, ich glaube erst, ich bringe ihn nicht mehr auf, und meinte schon, da bist du mal hereingefallen. Indessen, nach ein paar Minuten kam Feuchtigkeit aus dem Magen heraus und das Durstgefühl war verschwunden, aber nicht die Müdigkeit, die mich seit dem Trunke an der Quelle immer mehr am Weitergehen hinderte. Ich hatte nun nur noch etwa 8 Kilometer nach St. Peter, aber meine Kräfte wollten mich nicht mehr tragen. Dreimal mußte ich mich auf dem Wege unter einen Baum niederlegen, weil ich mich nicht mehr aufrecht halten konnte, das letzte mal im Angesichte von St. Peter. Und als ich zu Hause angekommen war, war auch alle Müdigkeit wie weggeblasen.

Ich habe oben die Sandflöhe erwähnt. Diese sind so kleine Insekten, daß man sie kaum sehen kann, und kommen im ganzen tropischen Afrika vor. Die Weibchen bohren sich in die Haut des Menschen, besonders gerne unter und an die Seiten der Zehennägel und innerhalb 3–4 Tagen schwillt das Weibchen dort unter der Haut durch die Eier bis zur Erbsegröße an, und erzeugt leicht eiternde Wunden. Ich habe durch dieselben vier Zehennägel verloren. Die Schwarzen entfernen dieselben, indem sie mit einer Nadel die Haut auf die Seite schieben und den Floh unverletzt herausholen, wobei in der Zehe ein erbsengroßes Loch bleibt. Wie oft muß man da, wenn man es des Nachts vor Jucken in der Zehe nicht mehr aushalten kann, aufstehen und beim erbärmlichen Schein eines kleinen Lämpchens nach den Flöhen unter der Haut bohren, ohne sie zu finden. Wie oft habe ich sie darum nicht gefunden, weil ich an der verkehrten Zehe gesucht hatte.

Im Reiche des Negus in alter Zeit.

(Fortsetzung.)

So standen also 150 Portugiesen vielen Tausenden und Tausenden von Gallas gegenüber. Anfangs, wie gesagt, traute sich der Feind unserer Geschütze wegen gar nicht heran, mit der Zeit wurde er aber immer frecher und dreister; er baute eben auf seine ungeheure Uebermacht. Unser Lager befand sich auf einer steilen Anhöhe, die eine Ueberrumpfung nicht leicht möglich machte. Da wir ferner jeden Augenblick den Negus erwarteten, der mit einem zahlreichen Heere zu unserm Entsatz heranrücken sollte, verteidigten wir uns nur gegen 10–12 Taae, während welcher Zeit wir den Gallas mit unseren Feuergewehren eine Menge Leute töteten. Als uns aber allmählich das Pulver ausging, und der Negus noch immer nicht erschien, sahen wir uns genötigt, den so tapfer verteidigten Berg zu verlassen und uns auf das abessinische Meer zurückzuziehen. Die Gallas, von denen wir mit unseren Feuergewehren eine Menge Leute getötet hatten, schienen auf unseren Abzug gewartet zu haben, um sich dann von uns zu entfernen. Hätten wir nur ein paar Hundert Portugiesen mehr gehabt, ich zweifle nicht, wir hätten das Riesenheer der Gallas in die Flucht geschlagen.

Kurz nach unserm Ausbruche stießen wir auf die anrückenden abessinischen Truppen, an deren Spitze der Negus stand. Als er vernahm, die Gallas hätten die drei Provinzen Bale, Damaro und Hadea angenommen, brach er wie tot zusammen und kehrte erst nach geraumer Zeit wieder zum Bewußtsein zurück. Wieder zu sich gekommen, weinte er wie ein Kind und brach jammern in die Worte aus: „O wie groß müssen meine Sünden sein, daß sie mir einen solch unersehbaren Schaden einbringen! Es ist ein halbes Wunder, daß ich bei diesem Verlust nicht vollends den Verstand verliere!“

Der Verlust war in der That auch für die afrikanischen Verhältnisse nicht unbeträchtlich; denn Bale und Damaro sind nicht kleiner als Castilien und Portugal, und Hadea allein, das sich bis zu den Grenzen von Melinde erstreckt und viel Myrrhen, Weihrauch und Gummi liefert, kommt an Umfang ganz Frankreich gleich.

Einige unserer Leute, denen die ungewöhnliche Niederlage des Negus zu Herzen ging, suchten ihn zu trösten und stellten ihm vor, Gott könne ja alles wieder gutmachen und zum Besten wenden. Er werde dies auch sicherlich tun, wenn er sich mit mir, seinem geistlichen Vater und rechtmäßigen Patriarchen, aussöhne und den von Alexandria gekommenen keiserlichen Patriarchen von sich entferne. Ihr wohlgemeinter Rat blieb leider unbeachtet, und der verblendete Negus tat nach wie vor das Gegenteil.

Weil uns Portugiesen fast aller Munitionsvorrat ausgegangen war, wagte es der Negus nicht, den Gallas nachzusehen, um sich mit ihnen in einen zweifelhaften Kampf einzulassen. Er wollte sich zwar noch stärker rüsten und begnügte sich vorläufig damit, verschiedene Provinzen seines Reiches zu besuchen, um durch seine persönliche Gegenwart sein allmählich gesunkenes Ansehen wieder zu erhöhen. Die Portugiesen mußten ihn begleiten, und so hatte ich eine erwünschte Gelegenheit, uns ganz fremde Gegenden kennen zu lernen, die noch kein Europäer betreten hatte.

Wir rückten also von Doaro nach südlicher Richtung aus und kamen nach einem Marsche von sieben bis acht Tagen nach dem von schwarzen Christen bewohnten Reiche Oggy, auch Weda genannt. Als Landesherren fanden wir einen Mönch, Bruder Andreas mit Namen. Er war ein Schwager des Negus, diesem zins-